

Säuerin des Waldes

Nachruf Sie ist der häufigste Baum im deutschen Forst, als Bauholz hält sie das ganze Land zusammen, doch nun stirbt die Fichte – durch Käfer, Trockenheit und Sturm.

Eine Reise durchs Fichtenland Thüringen: zur Zukunft von Mensch und Wald? *Von Barbara Supp*

Wer ein Auge dafür hat, sieht plötzlich überall Brachen. Und mitten in den Brachen manchmal einzelne Überlebende, was die toten Zonen nur noch gespenstischer macht.

Wer es einmal sieht, sieht es überall, im Sauerland, im Harz, im Erzgebirge, im Thüringer Wald: braune Flächen, wo abgestorbene Fichten stehen. Oder kahle Flächen, da sind sie schon weg.

Es stirbt jener Baum, bei dessen Duft man denkt: Es riecht nach Wald.

Die Fichte ist meist ein eher struppiges Gewächs mit wenigen Ästen unter der Krone, und wenn es dekorativer ist, sagen viele Menschen prompt »Tanne« dazu. Sie ist – vor Kiefer, Buche und Eiche – der häufigste Baum im deutschen Wald. Sie bedeckt ein Viertel der Waldfläche in Deutschland, in Thüringen sind es fast 40 Prozent, aber das ändert sich gerade.

Die Fichte stirbt, und das ist als Botschaft zu verstehen: Der Klimawandel ist da. Er ist keine ferne, exotische Katastrophe mehr, der Eisbären auf ihrer Scholle trifft und Korallen im Pazifik; er ist hier, bei uns, im deutschen Wald.

Es ist Zeit, neu zu denken, was das eigentlich sein soll: Wald.

Zeit für einen Nachruf auf die Fichte. Oder auf eine Denkweise. Oder womöglich auf den Wald.

Da draußen passiert etwas, das nicht nur Förster angeht. Es ist der Moment, diesen Baum näher kennenzulernen und die dazugehörigen Menschen. Und so stapft man dann mit einem 86-jährigen ehemaligen Revierförster namens Arno Wiemann durch den tauenden Schnee im Lauchgrund bei Bad Tabarz im Thüringer Wald und lässt sich die Fichte erklären. *Picea abies*, den »Brotbaum« der Forstwirtschaft, jahrhundertlang hochgeschätzt. Stachlig als Schössling, sodass die Rehe ihn eher verschmähen. Schnell wachsend, gerade, fast astlos, wenn man ihn eng genug pflanzt, und schon mit knapp 100 Jahren reif zum Fällen.

Eine Buche braucht 120 Jahre bis zur Erntereife, eine Eiche 140 oder mehr. Als im 18. und 19. Jahrhundert die Bergwerke, die Glashütten, die frühen Industriebetriebe gegründet wurden, als die Buchen verfeuert waren und die Flächen verkahlten – kam Fichte.

Nach den Verwüstungen des Zweiten Weltkriegs, nach dem Frieren der Nachkriegsmenschen, nach Stürmen, nach den Reparationen, die auch in Holz zu zahlen waren – kam Fichte, in Ost und West, im Osten hat es Wiemann selbst erlebt.

Als im Westen das »Schwarzwaldmädel« 1950 in die Kinos kam, waren die Tannen, die man zu sehen glaubte, in Wahrheit oft Fichten.

Als im Osten das Schwarzwaldmärchen »Das kalte Herz« 1950 in die Kinos kam, wurde der Schwarzwald vom Thüringer Wald und ein Großteil der Tannen von Fichten gespielt.

Wiemann war dabei. Er war Lehrling und musste darauf achten, dass die Fichten richtig fielen, wenn der Bösewicht auftrat, an den der junge Köhler sein Herz verkauft. Er musste, wenn aus dramaturgischen Gründen ein Bach zu queren war, die Fichtenholzbrücke bauen.

Damals wuchsen noch mehr Tannen, Weißtannen, die aber weniger robust sind als die Fichten.

»Die Tanne«, sagt er, »ist die Forelle des Waldes.« Nämlich? »Übelnehmerisch.«

Er mag sie trotzdem. Am liebsten mag er Mischwald mit Tannen darin, warum?

»Weil es richtig ist.«



Ex-Revierförster Wiemann

Tannen, die von Fichten gespielt werden

Wiemann wurde zum Studium an der Forstfakultät in Tharandt delegiert, war jahrzehntelang Revierförster im Volkswald der DDR, dann noch ein paar Jahre bei Andreas Prinz von Sachsen-Coburg und Gotha, als der nach der Wende zurückkam. Er hat seinen eigenen Kopf. Bäume zu mischen, diverse Arten mit diversem Alter, erschien ihm immer schon richtig, und Fichten-Monokulturen erschienen ihm falsch. »Die Fichte«, sagt er, »ist die Säuerin des Waldes.« Natürlich saufen andere Bäume auch, aber die Fichte kommt besonders schlecht mit Trockenheit zurecht. Und nun, da man über den Klimawandel vieles weiß, was man damals nicht wusste, zeigt sich deutlich: Sie war vielerorts der falsche Baum.

Sie ist in Regionen wie Skandinavien zu Hause und hierzulande nur in hohen Lagen. Sie mag es kühl, regenreich. Sie ist Flachwurzlerin, kann sich das Wasser, das sie braucht, bei vielen Böden nicht aus der Tiefe holen. Sie ist sturmanfällig. Und wenn sie geschwächt ist von der Dürre oder vom Wind aus dem Boden gerissen – dann kommt er: der Borkenkäfer.

»Schauen Sie, da oben« – da oben ist eine Fläche, die schon geräumt ist – »da oben ist schon wieder einer.« Ein Baum mit hellem Schimmer, die Rinde ist abgeplatzt im Frost. Darin und darunter wüteten die Käfer.

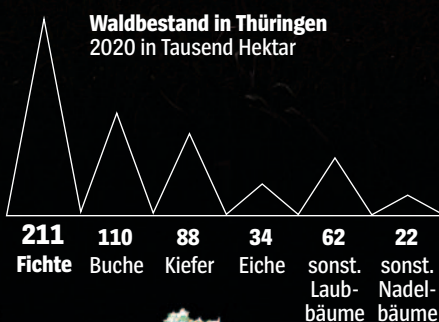
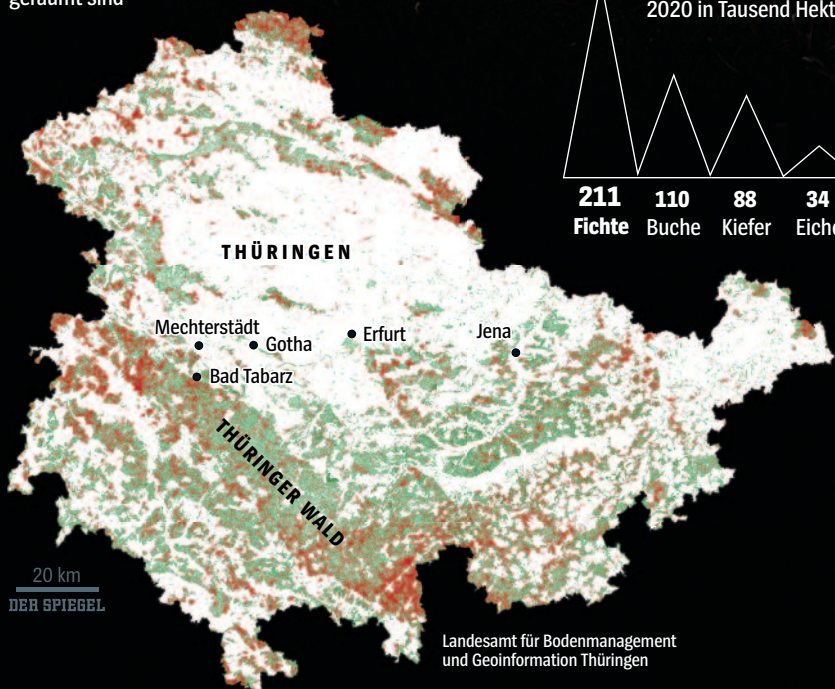
Es ist immer dasselbe: Erst kommen einzelne männliche Pionierkäfer und testen den Baum, fressen sich in den Bast, in das nahrhafte Gewebe, das unter der Borke liegt. So ein Pionier prüft: Wehrt sich der Baum mit Harz? Ist die Mahlzeit gut verträglich? Er verströmt Pheromone und lockt damit die anderen. Dann legen die Männchen »Rammelkammern« an und die begatteten Weibchen »Muttergänge«, in die sie ihre Eier legen. Dann fressen die Larven, und nicht lange nach dem Massenbefall ist der Baum tot.

Ein gesunder Baum kann sich gegen wenige Käfer wehren, er tötet sie mit Harz. Bei Trockenheit, wie zuletzt in den Dürren 2018 und 2019, ist er fast wehrlos. In solchen Jahren bringt der Käfer nicht ein oder zwei Generationen hervor, sondern drei oder gar vier. Mehr als 100 000 Nachkommen kann ein Käferweibchen hinterlassen.

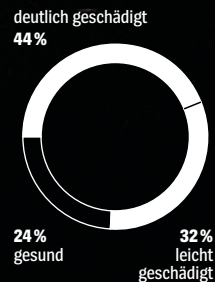
Die Käfer- und Larvengänge sind gut zu sehen auf dem Splintholz oder der Innen-

Klimakahlschlag in den Wäldern Thüringens

- Waldflächen, die aufgrund von Extremwetterereignissen und nachfolgendem Schädlingsbefall im Zeitraum 1. Juli 2018 bis 1. Aug. 2020 abgestorben oder bereits geräumt sind

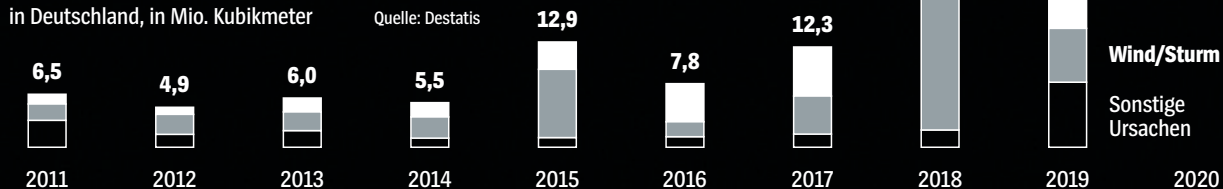


Zustand der Fichten 2020



Quelle:
Waldzustandsbericht
2020 Thüringen

Durch Schäden bedingte Holzfällung nach Ursache in Deutschland, in Mio. Kubikmeter



Dürreintensität im Gesamtboden bis 1,8 m Tiefe während der Vegetationsperiode Apr. bis Okt.





Klimaaopfer Fichte: Mit Harz wehrt sie sich gegen den Käfer, aber in trockenen Jahren schafft sie es nicht

seite der Rinde. »Großer Buchdrucker«, *Ips typographus*, heißt deshalb eine Borkenkäferart. »Kupferstecher«, *Pityogenes chalcographus*, eine andere. Es sind Muster von abstrakter Schönheit, die so ein Käfer in den Baum frisst.

Der Buchdrucker, weitgehend auf Fichten spezialisiert, ist der gefährlichere. Er mag alte Bäume, er frisst zuerst unterhalb der Krone, mit dem Fernglas kann man dann Harzfluss sehen. Später erkennt man abgestorbene Nadeln. Von Nahem sieht man das Bohrmehl am Stamm oder auf dem Boden. Und wenn es wärmer wird, auch den Käfer.

Aber manche Fichten überleben, Wiemann kennt das Phänomen. Sind das die Fichten der Zukunft? Wie schaffen die das?

Wer sich das fragt, kann sich an Axel Schmidt vom Max-Planck-Institut für chemische Ökologie in Jena wenden, der genau das herausfinden will.

Schmidt ist Biochemiker, anzutreffen in einem Labor voller Fichten in Spielzeuggröße, und wenn man ihn nett bittet, organisiert er zur Anschauung auch ein paar Käfer dazu.

Schmidt und seine Gruppe gehen davon aus, dass es wesentlich an den Terpenen liegt, wer überlebt und wer nicht. Je nach Zusammensetzung dieser Stoffe im Baum

werde eine Fichte gefressen oder verschmägt.

Seine Versuchsfichten sind transgen. So lässt sich steuern, welche Terpene eine einzelne Fichte in welcher Menge enthält. Zwischen zwei Jungfichten setzt man dann den Versuchskäfer. Nicht den Borkenkäfer allerdings, sondern den Fichtenrüsselkäfer, *Hylobius abietis*, der ähnlich tickt, als Versuchstier aber unter anderem den Vorzug hat, deutlich größer zu sein. Was von Vorteil ist, wenn man den Darm isolieren, die Darmflora analysieren und herausfinden will, wie die Bakterien darin das Fressverhalten beeinflussen.

Der Käfer also, ein bisschen hungrig, aber nicht zu sehr, sitzt dann vor zwei Fichten mit unterschiedlichem Terpengehalt, krabbelt los, knabbert hier, knabbert da, dann entscheidet er sich. Und viele Male hat er sich schon so entschieden, dass Schmidt das als Bestätigung versteht.

Für die Grundlagenforschung ist das eine schöne Erkenntnis. Sie ist allerdings, bis jetzt jedenfalls, nur von untergeordnetem praktischen Wert. Schmidt und seine Leute gehören zur »Conifer defense«-Gruppe; nein, nicht zur Koniferenverteidigungsgruppe, sie studieren die Verteidigungsstrategien von Koniferen. Sie sind nicht als Retter des Fichtenwalds zu verstehen.

Schmidt, als Biochemiker, kam ohnehin nicht von der Fichte zu den Terpenen, sondern umgekehrt. Terpene interessieren ihn.

Er hat kein besonders emotionales Verhältnis zur Fichte. Wenn er an Spaziergänge denkt, dann lieber an weite Landschaften mit Bäumen wie in der Toskana oder in der Rhön.

Aber diese Brachen, das wüste, leere Land, wo zuvor Fichten waren – das erschüttert auch ihn. Nur: Die Antwort kommt nicht aus seinem Labor. Genmanipulierte Fichten in die Landschaft setzen? Oder lauter solche, denen man die richtigen Terpene in der richtigen Konzentration angezchtet hat? »Ha!« Sarkastisches Lachen. »Das hieße: Wir haben es nicht kapiert.«

Was kapiert?

»Dass Monokulturen Blödsinn sind.« »Waldumbau«, sagt er. »Das ist die einzige Chance.«

Waldumbau. Hat eigentlich jemand einen Plan? Welcher Wald ist ein guter Wald?

Der deutsche Wald. Man hört mächtiges Rauschen bei diesen Worten, man kennt die romantische Aufwallung. Dass die Deutschen traditionell als das »Waldvolk« galten und das teilweise immer noch tun, hat mit dem römischen Geschichtsschreiber Tacitus zu tun, der die Bewoh-

ner »Germaniens« so beschrieb. Und mit Dichtern. Romantikern vor allem, die das sehr ernst nahmen. Und die Gedichte hinterließen, die gelernt werden, und Lieder, die gesungen werden mussten, über rauschende Wipfel und Waldespracht, so war das lange Zeit.

Die Beziehung ist sachlicher geworden, zwischen den Deutschen und dem Wald, aber eine besondere ist es wohl immer noch. Sie schickten das Wort Waldsterben in die Welt. Sie sorgen dafür, dass der Förster Peter Wohlleben mit seinen Büchern Millionenauflagen erzielt.

Um Gefühle geht es, um einen Wald, der Trost und Erholung geben soll. Aber ums Geld natürlich auch, um Wertungszusammenhänge. Das war der Part, den vor allem die Fichte übernahm.

11,4 Millionen Hektar Wald bedecken diese Republik, das ist ein fast Drittel der Fläche Deutschlands, und davon wiederum besteht ein Viertel aus Fichte. Ein Baum, der das Leben hierzulande möbliert, parfümiert, zusammenhält, obwohl das den meisten nicht bewusst ist. Nach »Fichtennadel« roch das Schaumbad in der Kindheit. Fichte stützt die Dachkonstruktionen, unter denen gewohnt, gearbeitet, Sport getrieben wird; Fichtenholz brennt gut, verkleidet Fassaden, bringt als Bücherregal Ordnung ins Leben, transportiert als Palette Waren durch die Welt und setzt Grenzen, als Gartenzaun.

Für Holzverarbeiter ist *Picea abies*, auf der Liste DIN EN 13556, unter dem Zeichen PCAB zu finden, ein geradfaseriges, hellfarbiges Nadelholz, durch dunkle Spätholzblätter deutlich strukturiert. Leicht, weich, relativ elastisch, aber auch tragfähig. Und maschinell, aber auch im Handwerk gut zu bearbeiten. Wichtigstes Bauholz der Holzverarbeitungsindustrie – sie hatte 2020 einen Umsatz von 36,5 Milliarden Euro.

Erholungslandschaft, Holzproduktion, so dachte man sich den Nutzwert des Waldes bisher. Allmählich erst versteht der Mensch: Es kommt ein dritter, dringender hinzu. Es geht auch um das Klima. Es geht, allen Ernstes, um das Überleben. Der Wald muss sich und den Menschen helfen, den menschengemachten Klimawandel zu überstehen.

Es gehe ihm insgesamt nicht gut, sagt die eben erschienene »Waldzustandserhebung«. »Kronenverlichtungen« werden regelmäßig kontrolliert und werden schlimm und schlimmer. Der Baum wirkt dann dünn oben, wegen Blatt- oder Nadelverlust, das bedeutet: Der Baum hat Stress, wegen Schädlingen, Schadstoffen oder Trockenheit.

Die »Absterberate« der Fichte betrug in Deutschland 1990 weniger als 0,1 Prozent, im Jahr 2020 mehr als 4 Prozent.

Von den 211 000 Hektar Fichtenwald in Thüringen sind laut Landesbericht nur noch 38 Prozent der jüngeren und 15 Prozent der über 60-jährigen Fichten gesund, also: Mehr als drei Viertel sind krank oder bald tot. Sechs Millionen Festmeter Käferholz mussten zwischen Anfang 2018 und Herbst 2020 aus den Thüringer Wäldern geholt werden. Dem Borkenkäfer ging es bestens. In den Fallen der Forscher fand sich im Frühling und Sommer vorigen Jahres noch mal ein Drittel mehr Borkenkäfer als im Käferjahr zuvor.

Was tun? Wie den Wald retten, damit er uns retten kann?

»Sich selbst überlassen kann man ihn jedenfalls nicht«, sagt Corinna Geißler, Wissenschaftlerin im Staatsdienst, Chefin des Kompetenzzentrums der Behörde Thüringenforst, mit der man an der Seite von drei Förstern und einer Bracke namens Hermann in ein Revier nicht weit von Jena vordringt.

Corinna Geißler wirkt nicht wie eine Frau, die Dinge gern sich selbst überlässt. Und sie weiß, sie muss einen anderen Blick haben auf den Wald als die Generationen vor ihr.

Der Wald muss Kohlendioxid speichern, und wenn er möglichst schnell möglichst viel speichern soll, kann man ihn tatsächlich nicht sich selbst überlassen.

CO₂ bleibt gebunden, solange die Bäume stehen. Lässt man sie verrotten, wird CO₂ wieder frei. Verbaut man sie aber, langfristig, dann speichern sie weiter, sind weit überlegen gegenüber der klimaschädlichen Betonindustrie. Man baut beispielsweise Hochhäuser aus Holz, wie jetzt in Hamburg oder in Wien. Man lässt gleichzeitig neue Bäume wachsen, lässt auf diese



Maurice Weiss / DER SPIEGEL

Forstwissenschaftlerin Geißler

Den Wald retten, damit er uns retten kann

Weise neue natürliche Kohlendioxidsspeicher entstehen. So erklärt es Corinna Geißler, und also stimmt sie zu, als einer der Förster sagt: »Motorsägen im Wald höre ich gern.«

Aber was soll man künftig sägen?

In ganz Deutschland sitzen nun Forscher und Förster daran, den Wald der Zukunft zu entwerfen. Sie überlegen, wie die 1,2 Milliarden Euro, die der Bund in den vergangenen zwei Jahren für den Waldumbau bewilligt hat, am besten auszugeben seien.

Nicht für Monokulturen, die man anpflanzt; man will mehr »Naturverjüngung« und erst eingreifen, wenn nur das Falsche wächst. Gefragt sind Mischwälder – Diversität und Risikostreuung, wie beim Aktienportfolio. Den Wunderbaum, der keine Probleme hat, wird es ja nicht geben.

Gewohnheiten, auch Waldgefühle, sind veränderbar. Die Menschen »haben sich an einen Thüringer Wald gewöhnt, der immergrün ist«, sagt Corinna Geißler; sie werden sich auch wieder umgewöhnen. Ihr Institut hat »Baumempfehlungen« in Verbindung mit dem Förderprogramm erarbeitet.

Die Menschen werden künftig mehr Exoten sehen, mehr nordamerikanische Douglasie, Hickory vielleicht, Libanon-Zeder. Hauptsächlich aber Einheimisches: Ahorn, Ulme, Tanne, Lärche, Eiche.

Mit dabei: die Fichte. Corinna Geißler will der Fichte gegenüber nicht ungerecht sein. Sie steht da als Verteidigerin, die den schönen Satz sagt: »Wir wollen nicht das Bild vermitteln, dass man die Fichte hasst.« Sie will sie nicht aufgeben. An Nordhängen vielleicht? In Bachtälern? Oberhalb von 400 Metern, vielleicht auch 600 Metern?

»Eine Zukunftsreise«, so nennt sie es. Forstwirtschaft ist ein Vertrag auf Jahrhunderte hinaus. Da ist keine jährliche Fruchtfolge wie in der Landwirtschaft. Da ist kein schnelles Geld, das auf eine Investition folgen kann, wie man es vom Kapitalmarkt kennt. »Ob wir's falsch gemacht haben, werden wir nicht mehr erleben.«

Sagt Corinna Geißler in einem Thüringer Waldrevier, in dem schon Goethe unterwegs war. Es ist Februar, eine vom Sturm gefällte Fichte, vielleicht 90 Jahre alt, vielleicht 30 Meter hoch, liegt da mit aus der Erde gerissenem Wurzelteller, er ragt doppelt so hoch wie die Forstexperten, die vor ihm steht.

Ein Riese, der Respekt erzwingt. Ein toter Baum, gestürzt, nachdem er vier Menschengenerationen lang in der Erde war. Gepflanzt von Menschen, die in Generationen denken.

»Nachhaltende Nutzung«, diesen Begriff hat vor gut 300 Jahren ein Forstmann erfunden, Hans Carl von Carlowitz, der

auf die Idee gekommen war, es sei gut, wenn der Mensch nicht nur ernten wolle, sondern auch pflanze.

Jetzt reden alle von Nachhaltigkeit, der Staat will unterstützen, und Jörg Göring, Waldbesitzer aus Mechterstädt, nicht weit von Bad Tabarz, findet das durchaus angemessen, hätte nur gern weniger Vorschriften dazu.

Göring trägt eine wärmende Funktionsjacke, läuft trittsicher durch den tauenden Februarschnee und ist Chef einer Waldbesitzergenossenschaft mit rund 100 Mitgliedern und insgesamt 265 Hektar. Das ist nichts im Vergleich etwa mit der Familie Sachsen-Coburg und Gotha, deren Waldstiftung über 9000 Hektar verfügt.

Göring sagt, erstaunlicherweise, fast denselben Satz wie Hubertus Prinz von Sachsen-Coburg und Gotha, den man tags zuvor in seinem Wald traf – er halte »nichts davon, die Vorfahren in die Tonne zu treten« für ihre Entscheidungen. Bei Sachsen-Coburg und Gotha hieß es: »Sie haben entschieden nach dem Waldwissen ihrer Zeit.«

Der Schnee ist fast weg. Göring wünscht sich, dass dann noch mal der Frost kommt, dann noch mal Schnee, noch mal Frost. Das mag der Käfer nicht, der jetzt im Boden und in Bäumen überwintert.

Als ein Zitronenfalter vor ihm flattert, sagt er: »Mist!« Wenn schnell der Frühling kommt, kommt auch schnell der Käfer. Und womöglich das nächste fruchtbare, furchtbare Käferjahr.

Göring muss den Genossenschaftswald so managen, dass seine Genossenschaft daran verdient, das ist derzeit vor allem wegen der Fichten ein Problem. Er spricht wie ein Pragmatiker, aber doch wie jemand, der die Schösslinge wie persönliche Schützlinge sieht. »Sie wissen immer noch nicht, wie man Tanne und Fichte sicher unterscheidet? Riechen Sie!«

Was wie Schaumbad riecht, das ist die Fichte. Die Tanne? »Riecht nach Orange.« Es stimmt.

Er kümmert sich. Er schützt junge Eichen mit Hülsen gegen Wildverbiss, anders kriegt man sie hier nicht durch. Er schützt junge Tannen gegen Fegeschäden durch Rotwild: Ein kleiner Stock daneben, das stört das Tier.

Er schützt natürlich auch mit dem Gewehr. Wer die Rehe machen ließe, hätte bald nur noch Fichte. Weil die kratzt. Wer mehr Mischwald will und wenig Fichte, muss mehr schützen und mehr schießen.

Göring sagt, man solle nicht immer nur von der Fichte reden. Dass es auch der Buche schlecht gehe, wisse man längst. Sie holt sich ihr Wasser mehr aus der Tiefe. Da sind die Folgen der trockenen Jahre zu spüren.

Fichtenholz ist massenweise auf dem Markt, die Erlöse sind niedrig. Bei der

Eiche wenigstens stimmen die Preise noch.

»Die Eiche«, sagt er, »die hat uns den Arsch gerettet in den letzten Jahren.«

Allerdings nicht diese Art Eiche, die da in voller Pracht vor ihm im Mischwald steht: mit meterdickem Stamm und mächtigen Ästen. 200 Jahre alt? Oder noch mehr?

Sie ist mächtig. Sie ist die Eiche schlechthin, die man sich denkt, eine Persönlichkeit von Baum. An der erlebbar wird, dass die eigene Vorstellung von Perfektion ziemlich weit weg ist von der in der Holzindustrie.

Mit Göring im Wald lernt man das schwierige Verhältnis zwischen Schönheit und Nutzwert kennen: Nützen wird das Holz, also verbaut werden, wenn es gerade gewachsen ist, möglichst astarm. Die Fichte kann das besonders gut.

Es ist das Gegenteil dessen, was man unter einem schönen Baum versteht.

Aber da waren doch auch die anderen, auf einem Bild von Caspar David Friedrich zum Beispiel: üppige Stämme mit reichlich Ästen, ein bisschen dunkel, aber imposant.

Tatsächlich, die Fichte kann das. Sie ist in der Lage, ein gut aussehender Baum zu sein. Aber sie darf nicht, normalerweise.

Für 2017 wurde sie, die schon lange vor den vergangenen Dürresommern umstritten war, zum Baum des Jahres erklärt. Es wurde die schönste Fichte Thüringens gewählt.

Sie steht im Terrassenbad in Schönbrunn im südlichen Thüringen, in Höhenlage, direkt auf einer Quelle, und sie ist tatsächlich: schön.

Sie würden zwar eher selten wie diese aussehen, »aber es wird noch Fichten geben in Zukunft«, sagt Corinna Geißler, die



Geigenbauer Schäfer
300 Jahre lang Musik

Chefin des Kompetenzzentrums. »Am richtigen Ort werden sie es schaffen.«

Der Wald, den es dann hoffentlich noch gibt, wird anders aussehen. Thüringenforst hat sein Baumportfolio entworfen, als man noch an das Zwei-Grad-Ziel glaubte – dass die Erderwärmung auf dieses Limit begrenzt sei. Aber nun glaubt daran fast niemand mehr, und sie müssen neu überlegen. Sie legen Versuchspartellen an. Sie wollen Botschaften senden an die Nachkommen.

Arno Wiemann, der 86-Jährige aus dem Lauchgrund, hat vor 30 Jahren Küstentannen gepflanzt, *Abies grandis*, aus Nordamerika. Vielseitig, robust, so wie es aussieht. Dabei nicht dominant, nicht invasiv. Noch sind Wiemanns Küstentannen zu jung, als dass man sehen könnte, ob sie die Erwartungen erfüllen.

Jörg Göring, der Waldbesitzer aus Mechterstädt, kann die Douglasien besuchen, die sein Großvater gesetzt hat. Interessanter Baum, auch einigermaßen frosthart, aber es gibt Zweifel, ob er dem Borkenkäfer wirklich widersteht.

Der Wald, das ist nach diesen Waldwanderungen im kalten Februar klar, verlangt Vorsicht. Er wird davon profitieren, wenn man ihm zuhört. Wenn man ihn lesen kann.

Und begreift, was in ihm steckt.

Als die Holzfäller früher die Fichtenstämme zu Tal ließen, hörten sie bei manchen einen besonderen Ton. Wenn eine Fichte besonders langsam gewachsen ist, möglichst weit oben, wo es karg zugeht, kann es sein, dass sie »Klangholz« wird. Ludwig Schäfer, 62 Jahre alt, erzählt das in seiner Werkstatt in Gotha.

Schäfer ist Geigenbauer. Im Schuppen lagert er das alte Holz, beim richtigen Licht glänzt es wie Gold. Schmale, arm-lange Tortenstücke aus Fichte, die von Zeit zu Zeit gewendet werden müssen, damit sich die Stoffe darin gut verteilen.

Die zur Geigendecke werden, zum Teil eines Instruments, das bei ihm 300 Stunden Arbeit braucht und 12 000 Euro kostet, aber das ist es wert.

Heute, da in Thüringen viele Orchester verschwunden sind, lebt Schäfer mehr von den Reparaturen. Die lohnen sich für die Geiger, eine gute Geige wirft man ja nicht weg. Sie kann jahrhundertlang gespielt werden.

Man stelle sich vor, noch eine Zukunftsreise: ein Fichtenschössling, der jetzt einwurzelt.

Er muss rund 200 Jahre wachsen.

Und, wenn es geht, 70 Jahre ruhen.

Und dann wird er Teil einer Geige, wird 300 Jahre lang Musik.

Falls es dann noch Menschen gibt, die sie spielen.